

Fischfang zu Pferd.

Garnelen-Fischerei an der belgischen Küste noch immer nach Urwänter-methode betrieben.

Von A. Pit cairn-Knowles.

Nicht weit von der französischen Grenze, dort, wo die einsamen Dünen des belgischen Nordseestrandes sich am weitesten in das Inland erstrecken und ein kleines von neugierigen



Veritener Fischer bei der Arbeit.

Men schen Augen wenig erforschten Reich für sich bilden, liegen in weltverlorenen Abgeschiedenheit die schlichten Hütten der Garnelenfischer von Gorgue inmitten einer unfruchtbaren Sanddüne, wo außer dem nutzlosen Dünengras nichts gedeihen will, wo kein grüner Baum, keine zierliche

Ausbildung ihres sonderbaren Berufs zu beobachten. Dieses unansehnliche, vereinsamte Fischerdörfchen zeichnet sich nämlich durch die Eigentümlichkeit aus, daß es weder einen Hafen noch Schiffe irgendwelcher Art besitzt und trotzdem den Fischfang in großem Maßstab betreibt. Es hat — fast klingt es wie ein Märchen — das Boot durch das Pferd ersetzt. Ein originelle Idee? — Das muß man sagen, aber eine so praktische obendrein, daß man sich fragen muß, warum sie wohl nicht über die ganze Welt verbreitet ist.

Viele Generationen sind vergangen seit jenem Tag, an dem die Vorfahren dieser strammen Nordseefischer den eigenartigen Fischfang hoch zu Ross zum erstenmal praktisch erprobt haben. Seitdem ist die Kultur in raschen Schritten vorwärts geeilt, und auch im Fischereibetrieb räumten die Schlag auf Schlag sich folgenden Reformen mit den alten Sitten und Bräuchen auf, aber trotz alledem hat sich hier mitten im zivilisierten modernen Europa ein Stück aus vergangener Zeit vollständig erhalten. Mit bewundernswürdiger Hartnäckigkeit haben die Fischer Gorgue an den von ihren Urgroßvätern erdachten Methoden festgehalten, unbeeinträchtigt von der Sucht nach Neuerungen, treu dem Grundsatz, das Generationen hindurch vom Vater ererbte Gewerbe so lange zu erhalten wie möglich, und wer weiß, ob die Fortschritte der



Zug einer Fischerkolonne durch tiefes Wasser.

Blume, kein erfrischender Bach der Monotonie des leblosen Bildes entgegenzuwirken vermag. Eine wenig



Das Ausspannen der Netze.

verlorende Gegend, dieses Gorgue an der belgischen Küste, wo im Sommer die Sonnenstrahlen schattenlos auf Sträucher und Menschen herniederblähen wie an jenem Tag, als ich dessen Einwohner überraschte, um sie bei der

Kultur dieses so fest eingewurzelte Prinzip niemals zu bannen imstande sein werden! Doch zerbreden wir uns über die Zukunft dieser Garnelenfischer nicht den Kopf. Sehen wir uns lieber dieses interessante Völkchen, wie es sich uns im zwanzigsten Jahrhundert vorstellt, vor allem aber seinen eigenartigen Beruf etwas näher an.

Es ist zur Zeit der Ebbe. In den kleinen Fischerhütten hinter den Dünen beginnt es sich zu regen; man rüstet sich zum Aufbruch nach dem Schauplatz des Pferdewerks, der zur Zeit des tiefsten Wasserstandes am günstigsten ist. Der weitergebräunte Fischer schwingt sich auf sein braunes, geduldig hartendes Ross, auf dessen Rücken der als Sattel dienende Strohsack, zwei große Körbe und das Netz mit den Zugleinern befestigt sind. In dem weiten, bauschigen, wasserdrichten Anzug, den bequemen „Südwestler“ auf dem Kopf, und mit den unpraktischen, in dieser Gegend jedoch geradezu obligatorischen Holzpanzern als Fußbekleidung gewöhnt der sonderbare Reitermann auf dem

Die Konstantinsäule.

Die Konstantin-Säule in Konstantinopel, oder die Säule mit den Reifen, wie sie von vielen auch genannt wird, zählt zweifellos zu den ältesten Baudenkmalern in der Hauptstadt des türkischen Reiches, denn ein

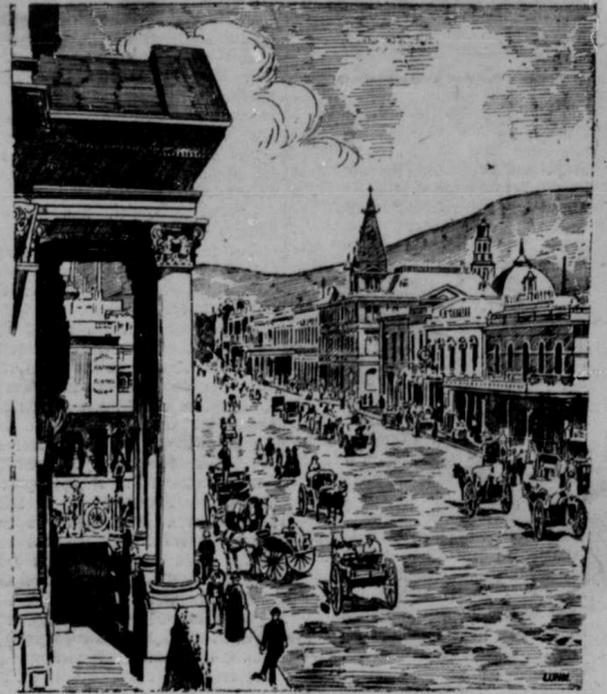


Die Konstantinsäule in Konstantinopel.

hat sie das Forum Konstantins geschmückt. Wie unsere Abbildung deutlich zeigt, ist der untere baufällige Teil der Säule nunmehr von einem späteren Mantel aus Mauerwerk umhüllt, und auch die Trommeln, aus denen sie zusammengesetzt ist, sind zum

Teile schadhast, sodas das eigenartige Bauwerk heute nur eine schlecht erhaltene Ruine ist. Und doch, welche interessante Vorgeschichte hat diese Säule nicht gehabt! Wie der Münchener Byzantinist Th. Preger nachgewiesen hat, ist sie ein Werk römischer Zeit und stammt aus Ilion, das Konstantin ja ursprünglich zur Hauptstadt seines Reiches erheben wollte. Bei der Einweihung der Stadt Konstantinopel ließ Konstantin die Säule im Jahre 330 errichten, und sie trug damals eine Statue des Helios (des Sonnengottes), die angeblich von Phidias' Meisterhand herstammte. Diese Säule und Statue ließ Konstantin nun „die Statue Konstantins“ benennen, und es ist nach den neueren Forschungen sehr wahrscheinlich, daß der Kaiser, welcher dem Christentum durchaus nicht feindlich, in jener Zeit dennoch so wenig dem Heidentum entfremdet war, daß er sich in der dargestellten Figur des Helios verehren ließ. — Bei einem heftigen Sturm am 5. April 1106 stürzte die Statue von der Säule. Leider wurde sie hierbei so sehr zertrümmert, daß sie nicht wieder zusammengesetzt werden konnte. Auch die Säule selbst nahm damals starken Schaden. Sie wurde erst später durch Manuel Palaiologus wieder restauriert, und ihre heutige Gestalt zeigt die ruinjösen Reste dieser Wiederherstellung.

Adderley Strasse in Kapstadt.



Die Bahgeige.

Von Richard Hammer.

Wissen Sie, ich hatte nämlich von jener ä sehr doedisches un ginsdlerisches Gemiedh. Deshalb wünschte ich mir auch von meiner Bauline ledzbe Weihnachten irgend ä Musik-Instrument. Ich war wärklich geschwand, was die mir wohl ausfinden würde, ich hadde nämlich auf ä Klavier oder so was gehofft. Un was bringd se angeschledd? Aenne Bahgeige! Na, ich gude mir nu das Dingl an un frage:

„Sage mal, Bauline, wo hadde denn das Ungehiehm getoed?“

„I nu, bei Dreedler Meier! Weesde Baul, in Musigalengeschäft war immer die Dinger zu deier; die hier toed bloß zehn Mart un verrichd ihre Dienste ooch!“ meende se im Volgesiech ihres guden Kloofes.

Na, ich nehme also den Fiddelbogen un will ämal brobieren. Aber das klangt wärklich zum Dervonloofen, wie wenn äne leere Bierdohne die Schdrage nunder gegollerd würd.

„Du, Bauline, sage mal, wie gesäud Dirsch?“

„Weesde Baul, schbitze lieber morgen wieder, de Nachbarn gennden sich beschwern!“

Un ich hadde wärklich ooch genug.

Schäbder toofde ich mir noch Roden, Solofonium un alles Meegliche, ämer änn vernünftigen Don triegde ich äus mein Brummbag nich rons. Dann had mir ämal ä Musikus erklard, daß das Ding änn Gonschdrutzionsfehler hadde un ierwerhaudb nich klingen gonnde. Na, da hadde se ja meine Bauline scheene angeschmierd!

Aber drauf nun geschiedel habe ich jeden Dog meeglichd viel, der Grawal gefiel mer zulezbd. Wissen Sie, wases Schenie lähd sich äab'n nich unbedriden.

„s mag so in April gewesen sin, da lagt ich ämal Nachs in scheensden Schlummer un dreemde, wie sich's for änn guden Deidschen geheerd, von Milledäre.

Mid een Male zubbd mich meine Bauline an mein Deidbedde.

„Du, Baul, heersch nischd?“

„Ne“, sage ich, ich schlaf.“

„Na, 's is gud. — Nach ännert kleen Weile schbricht se wieder.“

„Du, Baul, ich deere was!“

„Da mach' doch de Dogen zu un schlaf' ooch!“ sage ich so recht ärgerlich.



Notiz aus Regensburg.

Aenne Bause! — — „Du Baul, bei uns muß Genet in der Schdube sin.“

„Nu würd' ich aber wilde un 'ahre aus'n Bedde.“

„Goddshdrambach noch ämal, wer soll denn nur hier ruheshdreedenden Lärm verriben? Bei uns bricht doch Keener ein!“

Ich schbede also mein Ross rechd behudsam durch de Dhiere un gukte in die Wonschdube. Da war tee Mensch drinne, nur der Mond schien helle zum Fenster rein.

Aber bleedlich here ich ooch das verdähd'ge Gereisch. Härn Se, der Schred fuhr mir doch in alle Glieder. Hindern Kledberschrante tam's vor. Ich zibdere un bäbbere von Angsd, da beregd ich mid een Male meine Bahgeige, die da in der Ede lehnde, un stiegd mit färdberlichem Gedese zu Boden.

„Hilfe, Meerder, Reiter!“ schreibd Bauline im Bedde.

Ich will gerade de Dhiere zuglabben un vertieglen, da sehe ich des Rädels Leefung. Unseer kleine Radze tommd nämlich ganz gemiedlich



Unseer kleine Radze tommd nämlich ganz gemiedlich äus'n Schaloch von meiner Bahgeige rausgetrochen.

aus'n Schaloch von meiner Bahgeige rausgetrochen. War das Dhierechen nich da nein gelleddert un hadde naderlich nich wieder rausgetommd! Mir fiel ä Schden von Herzen, wie ich das saht, un ich legde mich beruhigd wieder in Rahm.

Raum bin ich aber wieder so ä bischen eingeduffelt, da wedt mich Bauline bleedlich noch ämal.

„Du, Baul, in der Schdube is wieder Genet!“

„I nu äb'n, sag ich, jedbd würd' ich das Radzewiech aber rauschdel-ten!“

Ich schbede äus'n Bedde un will in die Schdube. Herrghes, schbedhd da nich wärklich ä langer, weiger Gerl drinne un leedf mid vorge-schredden Händen äus'n Kledberschrant zu!?

Ich safre zurid.

„Bauline, ä Geschdens, ä Geschdens!“

„Baul, schbitze Dei armes, schwaches Weid!“ flüdderd die zibdernd. Mid änn wahren Leewenmude greife ich under'ich Bedde, hole mein seligen Vader sein alten Giraffersäbel vor un reihe die Studendhier auf.

Da schbedhd der Gerl midben in Zimmer un löhd meine deire, geltebde Bahgeige in Händen. Mich hadde er noch nich gesäh! Ich will mein Säbel aus der Scheide reihen un gere un zerre, aber das alde Dingl ging nich raus. Da schmeiß ich'n weg, hubbe auf den Gerl zu un bod'n kein Halse.

„Gald, Mausehaken!“

Der unglammerd meine Bahgeige noch gramphofder, un jedbd sehe ich erschd, daß es ä Hausbewohner is, der iber mir wohnd. Er



Da schmeiß' ich'n weg, hubbe auf den Gerl zu un bod'n beim Halse.

heesd Florian Miller un is lreischer Dichter.

„Na, aber Miller, was gledbern Se denn un die Zeit in scheensden Reglische bei mir zum Fenster rein?“

„Lah mich, o Erdemurm, der Rache Wert vollenden, Das Ungetüm, das mich zum Wahnsinn treibt, Lah mich's vernichten!“

beglamierd das Dichterschenie mit Sedendorfschimme.

„Was woll'n Se? Meine Bahgeige vernichten? Nu aber naus!“

Ich reihe dem Gerl mei Lieblings-instrument äus'n Händen un schüb'n zur Dhiere naus.

„Ha, der Rache Wert! Un ich vollend' es doch!“ sagd er noch beim Rausfliegen.

„Nu härns, das ist meerschden-dees Hausfriedensbruch! Un wenn Se noch ämal tommd, schid ich meine Bauline auf de Bolze! Werchanden? Gude Racht!“

Wiedend schmeißt ich de Dhiere zu un gehe wieder in die Wonschdube. Et herrghes nee, härn Se; da schdohere ich doch in der Duntelbed iber meine Bahgeige un drede den deieren Znschdrumende ä großes Loch in Baud.

Glob'n Se mir, ich hadde bald gewend vor Rührung. Aber wie ich mir mein zerdrimmerden Liebding bei Lichte begude, saht ich ooch den

aus'n Schaloch von meiner Bahgeige rausgetrochen. War das Dhierechen nich da nein gelleddert un hadde naderlich nich wieder rausgetommd! Mir fiel ä Schden von Herzen, wie ich das saht, un ich legde mich beruhigd wieder in Rahm.

Raum bin ich aber wieder so ä bischen eingeduffelt, da wedt mich Bauline bleedlich noch ämal.

„Du, Baul, in der Schdube is wieder Genet!“

„I nu äb'n, sag ich, jedbd würd' ich das Radzewiech aber rauschdel-ten!“

Ich schbede äus'n Bedde un will in die Schdube. Herrghes, schbedhd da nich wärklich ä langer, weiger Gerl drinne un leedf mid vorge-schredden Händen äus'n Kledberschrant zu!?

Ich safre zurid.

„Bauline, ä Geschdens, ä Geschdens!“

„Baul, schbitze Dei armes, schwaches Weid!“ flüdderd die zibdernd. Mid änn wahren Leewenmude greife ich under'ich Bedde, hole mein seligen Vader sein alten Giraffersäbel vor un reihe die Studendhier auf.

Da schbedhd der Gerl midben in Zimmer un löhd meine deire, geltebde Bahgeige in Händen. Mich hadde er noch nich gesäh! Ich will mein Säbel aus der Scheide reihen un gere un zerre, aber das alde Dingl ging nich raus. Da schmeiß ich'n weg, hubbe auf den Gerl zu un bod'n kein Halse.

„Gald, Mausehaken!“

Die Porta Aurea in Spalato.

Der Palast des Kaisers Diocletian in Spalato, eines der größten und wertvollsten Denkmäler aus der Römerzeit in der Halbinsel ungarischen Monarchie, sollte, wie von zahlreichen Tagesblättern gemeldet wurde, aus dem Besitze des österreichischen Fiskus in die Hände von Privatleuten übergehen. Wir freuen uns, diesen ver-



Die Porta Aurea am Palast des Kaisers Diocletian in Spalato.

breiteten Berichtes gegenüber feststellen zu können, daß die Gerichte von einem Verlaufe des Palastes nach den neuesten Mitteilungen jeder Grund-lage entbehren. Ingleich zeigen wir unseren Lesern im beizugehörigen Bilde,

welches dem in der Hof- und Universitätsbuchhandlung Alfred Hölder in Wien erschienenen „Führer durch Dalmatien“ von Reinhard E. Petermann entnommen ist, die Porta aurea, die goldene Pforte, welche den Haupteingang des gewaltigen Kaiserpalastes von der Landseite her bildet. Als Kaiser Diocletian sich am 1. Mai 305 n. Chr. regierungsmüde nach Salona, dem heutigen Spalato, einschiffte, gedachte er, in dem schon ein Jahrzehnt zuvor aufgeführten, gewaltigen Palaste sein an Kämpfen und Widerwärtigkeiten reiches Leben in Frieden zu beschließen; doch scheint er die ersehnte Ruhe auch dort nicht gefunden zu haben, denn man nimmt an, daß er sich im Jahre 313 selbst den Tod gab. Sein Palast aber hat ihn bis heute überdauert. Die dem Meere zugewandte Fassade hebt sich über eine Reihe niedriger Vorbauten empor und ist im ersten Stockwerk mit 38 dorischen Säulen geschmückt, deren 52 einst eine luftige Galerie bildeten. Heute ist in diese klassischen Ueberreste die ganze Altstadt des verkehrsreichen Spalato. Wohnungen für 3000 Menschen, hineingebaut. Vollkommen rein im Stil hat sich dagegen die Porta aurea erhalten, die den Zugang zum säulenumrahmten Vorplatz des Domes von Spalato erschließt. Denn ein merkwürdiges Spiel der Geschichte hat die Gruff des letzten gewaltigen Christenverfolgers seit mehr denn tausend Jahren zu einer dem Christengott geweihten Stätte umgewandelt.

Der Gang wird dem Esel anvertraut. gligierenden Inhalt des Reges auf dem Strand auszubreiten, von Seetang, Quallen und sonstigen unerwünschten Eindringlingen zu befreien und die zappenden Garnelen, und was sich sonst noch Eshbares eingefunden hat, in die Körbe zu befördern, ist das Werk weniger Minuten. Dann geht es zum zweitenmal hinaus in die Brandung, um auf dem Rückweg zum trauten Heim noch einige Kilometer abzufischen. Geradezu staunenerregend sind die Intelligenz, die Arbeitsfreude und die Unerfrohdenheit der Pferde, die sich oft weit in das Meer hinauswagen, wo die Wellen ihnen über den Köpfen zusammen-schlagen. Stundenlang halten sie sich im Wasser auf und ertragen die oft beträchtliche Kälte ohne schlimme Folgen. Aber wie die Reiten dieses tüchtigen Stammes, der so zäh an Urwänter Gebräuchen festhält, wenn auch nur langsam sich zu lichten beginnen, in dem gleichen Maß muß leider die prächtige Pferderasse immer mehr von der Bildfläche verschwinden.

Ob diese altertümliche Fischfang-methode anderswo eine Pflanzstätte hat, ist mir nicht bekannt. Auf meinen langen Wanderungen längs der Nordseeküste ist mir jedenfalls nichts Ähnliches zu Gesicht gekommen wie das originelle, malerische Bild, das die nur wenig bekannte Fischertologie Gorgues mit ihren Pferden bei der Ausübung ihres Berufs gewährt.